



SARAH ADLER

WIE MAN DIE
SCHATTEN FÄNGT

RABEN AAS

DRACHENMOND VERLAG

wieder klar denken konnte – aber jetzt war es Zeit, die Dunkelheit ihre Wunder wirken zu lassen. Sie fühlte sich wie ein schwerer, fauler Stein, als sie sich die Wendeltreppe zum Schlafzimmer hochschleppte, entschlossen, ihre Sorgen in einer gesunden Dosis Schlaf zu ertränken. Für heute würde sie keinerlei weitere Gedanken an irgendetwas jenseits von fluffigen Federdecken verschwenden. Carl war ein gelangweilter Vagabund, der in der sumpfigsten Midlife-Crisis der Menschheitsgeschichte steckte. Wahrscheinlich hatte er ihnen nichts als Lügen aufgetischt, in der Hoffnung, dass sie ohnmächtig vor Ehrfurcht zu seinen Stiefelspitzen niederfielen. Kunden von der Sorte kannte sie zur Genüge. Sie würde sich schlichtweg weigern, ihn ernst zu nehmen. Das war wohl ohnehin das Beste.

Dennoch, als sie einige Minuten später zwischen den weichen Kissen lag und in die Schwärze starrte, während Mireme es sich mit einem Buch in der Hängematte gemütlich machte (sie behauptete hartnäckig, dass Hexen im Dunkeln sehen konnten), fand Fionagh einfach keine Ruhe. Und als der Schlaf dann endlich doch über sie hereinbrach wie ein ausgehungertes Tier, brachte er ihr einen Traum von rabenschwarzen, blicklosen Augen und einem Grinsen, das die Nacht durchschnitt. Von weichen Federn in der Nacht.

Und so machte Fionagh Fanshawe sich auf die Jagd nach dem Raben, bevor sie es überhaupt wusste – an dem Tag, an dem die Geschichte begann.

2 - MIREMBE



Hier muss eine Banshee dringend Prioritäten setzen, ein Mädchen ist ein Geist und leicht zu beleidigende menschliche Leser schauen auf Seite 35 besser weg.

Viele, viele Monate, bevor er der Bluthaarigen begegnen wird, ist der Himmel schwarz und ohne Sterne.

Corax zögert einen Moment, bevor er sanft gegen die kühle Glasscheibe drückt. Das Fenster kippt lautlos zur Seite, und mit ihm fällt das Straßenlicht, das sich silbern in seiner Oberfläche spiegelt. Ein schmaler Spalt breitet sich aus. Corax schlüpft geschmeidig hindurch und gleitet in die Stille der nächtlichen Wohnung.

Er hält inne, wie Diebe es immer tun, wenn sie sich zu siegessicher fühlen. Ist er wirklich ganz alleine? Kommt das leise Knacken nur von den Wänden, die im Dunkeln flüstern, oder ist es das Geräusch von Blicken in seinem Rücken – wie Blütenblätter, die säuselnd zu Boden fallen?

Nein. Niemand ist hier. Er weiß es, weil er im Schatten gewartet hat, bis die Mondscheintrinker einer nach dem anderen in die Nacht verschwunden sind. Im Morgengrauen werden sie zurückkehren, die Bäuche voller Licht, und bis dahin wird Corax längst wieder verschwunden sein.

Das ist gut so.

Vorsichtig wagt er einen Schritt in die Dunkelheit. Er ist hergekommen, weil er weiß, dass ihn zwei Dinge erwarten: Stille einerseits, und Wände, die ihn für ein paar Stunden vor neugierigen Blicken schützen. Und dann ist da noch das Futter. Er kann es schon riechen. Corax folgt dem sich windenden Faden aus Duft, der wie eine federleichte Schlange in der Luft liegt und darauf wartet, dass er ihn mit gierigen Lippen aufsaugt. In einem Raum voller Schatten findet er es – Essen, gutes Essen, leckeres Essen! Es steht in Regalen und Schränken, verbirgt sich in einem Kasten, aus dem die Kälte strömt. Er zerreißt knisternde Hüllen, die unter seinen Fingern zerplatzen, um den Weg auf ihr schmackhaftes Inneres freizugeben. Früchte, süßlich reif, Dosen voll von dickflüssigem

Saft, Tüten mit Grassamen und samtigem Brot, und das ein oder andere Glasfläschchen voll eingesperrtem Licht. Sie schimmern sanft unter seinen Händen, aber er stößt sie achtlos beiseite. Licht kann Corax nicht trinken. Er schmeckt es nicht einmal. Aber der Rest ist köstlich: Er schlägt sich hastig den Bauch voll, damit er fertig ist, bevor der Tagesanbruch ihn findet. Er schaufelt sich das Futter in den Rachen, ohne sich zu schämen. Süß, sauer, salzig, wieder süß – er zerfetzt eine neue Hülle und krächzt begeistert, denn jetzt schmeckt es salzig und süß zugleich, und dann bitter – nein, bitter ist schlecht, zurück zu sauer ...

Und die Stille platzt. Hinter ihm knurrt die Dunkelheit. Corax erstarrt. Es ist ein Knurren, das an den Rändern golden schimmert und kleine Wellen schlägt. Ein solches Knurren meint es ernst. Ruckartig fährt er herum. Ein Raubtier mag keine schnellen Bewegungen, aber in manchen Momenten ist es, als tanzte er auf einem Seil, das weit aufgerissene Maul des Abgrunds unter ihm. Es ist schwer, ruhig zu bleiben, wenn die Tiefe so lautlos gähnt.

Es ist nicht die Dunkelheit, die geknurr hat. Es ist ein Tier. Seine Ohren wackeln im Takt mit seiner hechelnden Schnauze, wie der Wind über einem kleinen See. Es starrt. Und es lauert. Und Corax lauert seinerseits.

Kleine Wellen in den Ohren des Hundes. Große Wellen in Corax' Innerem. Große, weiße, Gischt sprühende Wellen. Er duckt sich behutsam. Wie flüssiger Schatten, der aus einer umgestoßenen Flasche Nacht sickert, nähert er sich und streckt die Hand aus ...

... und zwischen seinen Fingern liegt eine grünlich schimmernde Frucht, wie ein vor langer Zeit verglommener Stern. Er weiß genau, wie man sich Hunde zu Freunden macht.

Aber der Hund scheint es nicht zu wissen.

Tiefes Wasser.

Schäumende Gischt.

Als Corax das Haus verlässt, leise wie ein Atemzug, schwarz wie Teer, wirft er einen kurzen Blick in die Dunkelheit der Küche zurück. Sie schlägt träge Blasen. Das Blut ist kaum zu erkennen, aber es glänzt wie geraubter Schmuck, oder wie gestohlenes Leben, oder wie die klebrigen Finger der Schuld. Das Tier liegt ganz still. Seine Ohren wackeln nicht mehr. Sein Herz tut es ihnen gleich.

Corax schlüpft durch das Fenster, durch das er gekommen ist. Er bemerkt nicht, dass er eine schwarze Feder an der mondlichttriefenden Scheibe hinterlässt, ans Glas geheftet mit einem klebrigen Tropfen fremden Blutes.

Über ihm ist der Himmel wie der Blick in ein endloses Meer. Der Rabe gleitet an der kalten Hauswand hinab und landet leichtfüßig auf nassem Asphalt. Sein Bauch ist voll, aber seine Brust ist leer. Sein Weg führt ihn durch verwinkelte Gassen, durch rötlich wabernde Nebelschwaden, über rostige Abflussdeckel und zwischen haushohen Müllcontainern hindurch, und schließlich auf schartige Dächer in das erste Blinzeln des Tageslichts. Er verharrt zusammengekauert zwischen zwei Schornsteinen und wartet angespannt. Worauf? Er weiß es noch nicht. Vielleicht darauf, dass vor ihm die Sonne aufgeht, rund und strahlend, und dass die Schatten schrumpfen und der Himmel gelb wird.

Corax weiß so vieles nicht. Er weiß nicht, dass die Feder sich langsam vom Fenster löst und zu Boden sinkt, auf sanften Winden die Straße hinabgleitet und im Randstein verschwindet. Er weiß nicht, dass in diesem Moment ein Lichttrunkener nach Hause kommt, durch eine Tür, durch die der Verlust hindurchsickert, und all das Blut sieht und schreit.

Anderswo ging die Diskussion weiter.

»Du könntest dir die Riesenwürgepflanze kaufen, von der du schon so lange träumst.«

»Nein«, sagte Fionagh nachdrücklich, die mit fahriger Hand irgendwelchen Papierkram in die oberste Schreibtischschublade stopfte. »Ich meine, ja, natürlich könnte ich das, aber – nein. Wir gehen nicht mit irgendeinem Psychopathen auf Abenteuersuche, nur weil du findest, dass er gut aussieht.«

»Entschuldige mal, ich will nicht auf Abenteuersuche, nur weil ich finde, dass irgendein Psychopath gut aussieht.« Mirembe beschäftigte sich vage genervt damit, ein paar Papierschnipsel um Fionaghs Kopf herumschweben zu lassen, ein hübsches kleines Sonnensystem aus Zetteln und silbernem Haar. »Eigentlich bin ich hauptsächlich auf sein Geld aus.«

»Er hat gesagt, es wird gefährlich!«

»Jaah, aber, Fionagh, überleg mal!« Mirembe folgte ihrer Freundin beharrlich ins Badezimmer und sah ihr dabei zu, wie sie das Badewannenmoor wässerte. Aus seinem Inneren erklang ein dankbares Zirpen. »Du könntest deine Orchideensammlung erweitern, das hast du schon seit Monaten vor. Und wir hätten endlich mal wieder etwas Aufregung. Das würde dir guttun, du wirst langweilig auf deine alten Tage. Gestern habe ich dich sogar dabei ertappt, wie du ein *Kreuzworträtsel* gelöst hast.«

»Na und?!«

»Außerdem willst du doch wissen, worum es geht. Ich weiß es ganz genau! – Wir hätten bestimmt viel Schpaß! Ein echtes Abenteuer!«

Fionagh hielt inne, die Gießkanne in der Hand, und warf ihr einen empörten Blick zu.

»Wie oft soll ich es dir noch sagen, die Duschpepperoni sind *nicht zum essen da!*«

Kopfschüttelnd schob sie sich an ihrer Freundin vorbei, die sich gerade eine längliche Schote mit der vagen Konsistenz einer Badehaube aus dem Mund zog, und verpasste dem Egelschneckenaquarium seine wöchentliche Portion Kompost.

»Wir haben noch Fälle zu erledigen – *viele* Fälle. Das schaffen wir nie im Leben innerhalb von zwei Tagen.«

Hinter ihr spuckte Mirembe angewidert eine Handvoll Duschpepperoni ins Waschbecken. Es stimmte – sie waren *wirklich* nicht zum essen da. Irgendwie schmeckten sie nach Chilliseife, aber nach all den Jahren fiel Mirembe immer noch auf ihre zarte, zuckerwattefarbene Schale und auf die hauchdünnen Ranken herein, die sich adrett um den Duschkopf wanden.

»Wir treten die Aufträge einfach an Banni und seine Kumpels ab«, schlug sie vor. »Jetzt beweg doch mal deine trägen Hirnwindungen! Wir haben die perfekte Möglichkeit, uns vor dem Desaster mit der Küchenmaschine zu drücken! – *Aha*, du hast gezögert. Kein Grund, so zu tun, als wär nix gewesen, ich hab's gesehen! Du *willst* nämlich gehen. Du bist gelangweilt und frustriert, und plötzlich klopft ein mysteriöser Cowboy an deine Tür und bietet dir einen Haufen Geld und ein Abenteuer an. *Natürlich* wirst du gehen!«

Mit diesen Worten allein hatte Mirembe gewonnen. Fionagh stand einige Sekunden reglos da, den Blick starr auf die schlemmenden Schnecken im Aquarium gerichtet. Dann drehte sie sich mit der Geschwindigkeit eines in die Jahre gekommenen Gletschers zu ihr um. In ihren Augen stand die Antwort in großen, neonfarbenen Lettern geschrieben.

»Wir könnten verletzt werden«, sagte sie zögerlich. »Du hast es gehört. Wir könnten *sterben*.«

Ach, das schon wieder. Wenn man nicht sterben wollte, durfte man nicht geboren werden. Das Leben hatte eine hundertprozentige Todesquote. Davon durfte man sich nicht abschrecken lassen.

»Du bist eine *Banshee*, schon vergessen? Wie alt bist du jetzt, zweihundertirgendwas Jahre? Sollte das nicht langsam mehr als genug sein? Vielleicht tut dir so ein klein wenig sterben sogar ganz gut, du bist schon richtig *bläss*.«

Eine kleine Falte bildete sich zwischen Fionaghs Augenbrauen. Sie sprach *Bände*.

Mirembe seufzte gutmütig. »Du machst dir Sorgen um mich? *Mich!* Ausgerechnet. Schau mich doch an! Was siehst du?«

Mirembe gab sich größte Mühe, so unternehmungslustig wie möglich auszusehen – mit ein bisschen Glück würde sich Fionagh bei ihr anstecken. Sie brachte sogar ihr Haar dazu, sich vor Aufregung noch mehr zu kräuseln, als es ohnehin schon der Fall war.

»Meine beste Freundin«, murrte Fionagh widerstrebend. »Mit grauen Strähnen übrigens. Sie ist alt geworden. Und sie hat einen Zahnpastaklecks neben dem Mundwinkel.